

An einem kalten Morgen im Februar 1939: Am Wiener Ostbahnhof verabschieden Elise und Josef Ullmann ihren 13-jährigen Sohn Otto. Mit etwa hundert anderen Kindern besteigt er einen Zug, der ihn wegbringt von Angst und Verfolgung. In die Freiheit, nach Schweden. Otto kommt auf den Hof des Vaters von Ingvar Kamprad, der sich früh den Nationalsozialisten anschließt und 1943, mit siebzehn Jahren, die Möbelfirma IKEA gründet. Trotzdem verbindet ihn und Otto fortan eine enge Freundschaft, die viele Jahre währen sollte.

Anhand von 500 im Nachlass von Otto Ullmann gefundenen Briefen, die seine Eltern ihm zwischen 1939 und 1944 fast täglich schrieben, entfaltet die renommierte schwedische Autorin Elisabeth Åsbrink das berührende Schicksal seiner jüdischen Familie. Die zu Herzen gehenden, immer drängenderen Briefe berichten vom schwieriger werdenden Alltag zu Hause, von wachsender Distanz, von Verzweiflung und Liebe. Eine einzigartige Geschichte aus dunkler Zeit, die dem Vergessen entgegenwirkt.

ELISABETH ÅSBRINK, geboren 1965, lebt als Schriftstellerin, Journalistin, Fernsehproduzentin und Autorin in Stockholm. Sie arbeitet für Schwedens populärstes Radioprogramm Sommar in P1, wo sie u. a. Sendungen für das frühere ABBA-Mitglied Björn Ulvaeus produziert hat. »Und im Wienerwald stehen noch immer die Bäume« ist ihr drittes Buch, das 2011 als bestes schwedisches Sachbuch des Jahres ausgezeichnet wurde.

Elisabeth Åsbrink

Und im Wienerwald
stehen noch immer
die Bäume

Ein jüdisches Schicksal in Schweden

*Aus dem Schwedischen
von Gisela Kosubek*

btb

Editorische Notiz

Die Briefe der Familie an Otto Ullmann orientieren sich im Original – zum Teil aufgrund verschiedener Medien – an unterschiedlichen Orthografieregeln. Im Interesse der Leserinnen und Leser haben wir sie daher einheitlich an die gemäßigte neue Rechtschreibung angepasst.

Ein Kind stand vor einem Haus, in einer großen Stadt. In einer Zeit, die vergangen ist. Ein Fluss teilt die Stadt wie eine Wunde, doch sieben Brücken halten sie wie mit Stichen zusammen, verbinden die Hügel mit flachem Land und das Grün mit Auspuffgasen. Budapest.

Der Junge spielte auf dem kleinen Platz vor dem Haus, in dem er wohnte. Sein Vater war arbeiten gegangen, seine Mutter war daheim in der Wohnung ein paar Stockwerke über ihm. Er hatte keine Geschwister, und seine Spielkameraden mussten anderswo sein. Er war fünf Jahre alt, und vielleicht gefiel es ihm, dass er allein war.

Dann kam jemand vorbei, blieb stehen und schaute ihn an. Ein Erwachsener, der so gewaltig schrie, dass der Junge abrupt mit dem Spielen aufhörte. Das genannte Wort hatte er nie zuvor gehört, die Verwünschung aber, der Tonfall, die Wut waren nicht falsch zu verstehen. Auch der Blick nicht. Der war direkt auf ihn gerichtet.

An dieser Stelle halte ich inne.

In einem anderen Land, in einer anderen Stadt mit einem anderen Gewässer, mit anderen Brücken als Spanngurten, die sie zusammenhielten, gab es ein anderes Kind: ein Mädchen. In London.

Es ging bereits in die Schule, war an den Spielen seiner Gefährten beteiligt, an den Intrigen unter Freundinnen, und es war sein größter Wunsch, zum jährlichen Tanzabend der Jungenschule zu gehen. Als es tatsächlich den Brief mit der vorgedruckten Einladung erhielt, war es daher ungeheuer glücklich – vielleicht prahlte es vor seinen Freundinnen –, bis zu dem Augenblick, als ihm klar wurde, dass die Karte handgefertigt war; es war eine fingierte Karte, eine Fälschung. Jemand (das Mädchen ahnte, dass eine verschmähte Mitschülerin hinter der Falle steckte) wollte es herausgeputzt und erwartungsvoll zum Tanz gehen und dann an der Tür mit einem

Nein schimpflich abgefertigt sehen. Das Mädchen weinte vor Zorn und beklagte sich bei seiner Mutter.

Auch die Mutter wurde böse und sprach mit dem Vater des Mädchens; sie sollten den Direktor aufsuchen, die Hinterlistige müsse bestraft werden und die Tochter eine Entschuldigung erhalten. Der Vater aber ließ sich nicht beeindrucken, antwortete nur: »Sch!« und »Lasst das!«. Dann sagte er ein Wort, das das Mädchen seitdem verabscheut und zu dem es sich nie hat bekennen wollen. Er sagte: »Nein, das tut ein (es folgte dieses Wort) nicht. Wir lösen keine Probleme, indem wir neue schaffen. Wir machen keinen Ärger. Der Halm, der sich im Winde biegt, bricht nicht.«

Das Mädchen erinnert sich noch immer daran, dass es sich im Stich gelassen fühlte, obgleich es heute schon achtzig Jahre alt ist. Keine Revanche zu erhalten, keinen Verteidiger zu haben, mit diesem Wort identifiziert zu werden – all das hinterließ in ihrem Innern einen Riss.

Wie durch Zufall war es dasselbe Wort, das der allein spielende Junge (mit dem Zusatz Dreck) von dem Fremden gehört hatte. Und da der Junge erst fünf Jahre alt war, hatte er nicht verstanden, war ins Haus gegangen, die Treppen zu seiner Mama hinaufgestiegen und hatte gefragt:

»Drecksjude – was bedeutet das?«

Seine Mutter sagte nichts davon, dass sie ihn hatte taufen lassen. Sie sagte nur, es gebe zwei Sorten Menschen: gute und böse, und so wurde dem Kind die Welt ein wenig verständlicher.

Wie durch Zufall begegneten sich der Junge aus Budapest und das Mädchen aus London als Erwachsene, erkannten die Abgründe am jeweils anderen wieder und verliebten sich.

Wie durch Zufall bekamen sie später selbst ein Kind und vererbten ihm das Gefühl des Fremdseins – das gab es schließlich

in einem solchen Überfluss. Sie ließen die Tochter auch an diesem Wort teilhaben, doch so, als wäre es ein Gebrechen. Sie bekam zu hören: »Sch!« Sie bekam zu hören: »Je weniger es wissen, desto besser.« Und später: »Gut, dass deine Kinder einen nichtjüdischen Vater haben, dann verschwindet es schneller aus dem Blut.«

Das ist die eine Geschichte, die meine.

*Mutti. Papa. Es ist so, als hätte es euch nie gegeben.
Und doch lebe ich.*

Wir kennen uns nicht, aber sie hat mein Buch gelesen. Bei unserer ersten Begegnung sprachen wir nur kurz miteinander. Beim nächsten Mal gingen wir einen Happen essen und danach in ein Konzert. Dort, an einem Ort, der fremd war für uns beide, in einem Klangraum verzerrter Gitarren und Bässe, begann sie zu reden. Es war nicht ganz leicht zu hören, was sie sagte. Sie aber kam näher. Sie trug etwas mit sich herum und versuchte, mit Worten eine Brücke zu bauen, damit die Last das Ziel erreichte.

Würde man sie nach ihrer Herkunft fragen, würde sie antworten: Småland. Trotzdem gibt sie mir fünfhundert Briefe aus Wien.

Zuerst weiß ich nicht, ob ich sie haben will.

Dann kann ich an nichts anderes mehr denken.

Sie sind in einer großen weißen Kiste mit Deckel untergebracht, gefertigt aus festem Karton und gekauft bei IKEA. Gerade diese Tatsache, könnte man annehmen, ist einer Ironie des Schicksals geschuldet, oder – wenn man zu psychologischen Deutungen neigt – einer Reaktion ihres Unterbewusstseins. Vielleicht ist es das Resultat von Empfindsamkeit oder schwarzem Humor.

Otto hat die Briefe sortiert. Seitdem hat sie niemand mehr angefasst, geschweige denn gelesen. Doch sie, Ottos Tochter, weiß dennoch, was sie enthalten. Eine Paketschnur mit einem normalen Bauernknoten trennt die Stapel voneinander, ein Jahr vom anderen.

Sind die Briefe alt, ist siebzig Jahre eine lange Zeit? Oder eine Zeitperiode, kürzer als ein Menschenleben und von ebenso fraglichem Wert?

Wie dem auch sei: In der weißen Kiste haben sie gelegen, dicht beschrieben, in chronologischer Reihenfolge, ein Epizentrum des Kummers.

Jahrelang hatten die Erinnerungen ungenutzt dagestanden. Als warteten sie darauf, dass er den Schritt hinein tut, zu den Schatten unter dem Laub der Bäume. Er aber hatte in eine andere Richtung geschaut. Hatte sich weggedacht.

Dann bekam er plötzlich die Schlüssel in die Hand. Ein Brief kam, ein Kuvert mit Fotos; Tage ohne Ordnung, Stunden ohne Datum, Blicke ohne Worte.

Es war natürlich Mizzi, die diese Bilder an sich genommen und aufbewahrt hatte. Und als alles vorbei war, hatte sie das kleinere Kuvert in ein größeres gesteckt, Otto Ullmanns Namen draufgeschrieben und es ihm nach Schweden gesandt.

Er hatte sich selbst zu Gesicht bekommen. War dem hellen Blick seines Vaters begegnet. Josef! Er hatte seinen eigenen kindlichen Körper, verankert in den Armen seiner Mutter, gesehen.

Die »Blade«, die Dicke, hatten sie Elise wegen ihrer weichen Rundungen genannt.

Otto und Papa hatten ein Team gebildet, die Männer gegen die Mutter, und sich, sooft sie konnten, auf ihre Kosten amüsiert. Sie aber kümmerte sich um sie, wenn sie Fieber hatten, und machte sich Sorgen, wenn sie bei Kälte oder Regen zu lange draußen unterwegs waren.

Papa und Mutti hatten Ottos Welt zwischen sich aufgeteilt. Sie hatten erst spät im Leben ein Kind bekommen, und ihr Sohn wurde zum selbstverständlichen Mittelpunkt, sie ließen ihn nicht aus den Augen. Die ängstliche Elise hatte sich um seine Gesundheit und sein Wohlergehen gekümmert. Hatte dafür gesorgt, dass sein Lieblingsessen gekocht, seine Kleidung durch neue ersetzt wurde, sauberere und größere, wenn es an der Zeit war, und dass auch der kleinste Kratzer sorgfältig verarztet wurde. Papa hingegen hatte ihn mit aus dem Haus genommen, hatte seinen Horizont erweitert und ihm die Welt erschlossen. Der rote Samt des Opernhauses.

Der Boxring. Die Ballettstange. Eine saubere Rückhand auf dem Tennisplatz. All die Gespräche am Donaukanal über Fußball, Gott und die Bedeutung einer guten Ausbildung. Das war Josef.

Die Fotos vom Ende der Dreißigerjahre zeigten sie so, wie sie einst gewesen waren, im Licht von Tagen, die vor langer Zeit erloschen waren. Da standen Männer in schattenschwarzen Hüten neben Frauen in weiten karierten Kleidern. Da sieht man Josef im Sommer vor österreichischen Bergen und Elise in flachen Schuhen mit weißen Söckchen.

Hat Otto in den Nächten so von ihnen geträumt? Waren sie noch immer wie Eltern so groß, obgleich er sie im Wuchs längst überholt hatte? Waren sie noch immer fünfundvierzig Jahre alt, obgleich sie tot waren? Waren sie ihm mit ihrer Liebe noch immer nahe?

Es muss Josefs Gewohnheit gewesen sein, stets den Fotoapparat mitzuführen. Vielleicht war das der Grund, weshalb sie sich selten in Positur stellten, einfach abgelichtet wurden, während der Alltag seinen Lauf nahm, beim Spaziergehen, auf den Bürgersteigen, in den Parks. Straße um Straße in dem großen Wien wurde durchwandert, und zugleich entstanden die Fotos – Schnappschüsse, angefüllt mit Sommer. Die Wärme war in ihren Gesichtern zu sehen – sie drückte auf die Stirn –, an Elises luftigen Kleidern. Otto in Lederhosen, in der Hand sein Stoffkaninchen oder mit Schulranzen auf dem Rücken. Otto mit Tante Minas Foxterrier, der beständig an der Leine zog. Otto, der seinen Roller schob. Elise im Urlaub, in einem schattigen Garten auf dem Land oder im warmen Meer, zum Strand hin zurückblickend. Sollte sie es wagen, in die Wellen einzutauchen?

Josef sah auf allen Bildern zufrieden aus. Er brachte den Kollegen neben sich zum Lachen, es war am Blick zu erkennen, dass Josef gerade etwas Witziges gesagt hatte. Er hielt seinen Sohn auf dem Arm, er spielte und redete, als könnte

er sich nichts Besseres vorstellen als das Leben mit seiner mol-
ligen Gattin und dem kleinen Otto.

Erinnerungsbilder. Idealbilder. Die Anrufung entthronter
Mächte.

Wien ist die Stadt mitten in Europa, wo sie zum Schutz
gegen die heiße Sommersonne einst mit Schirm spazieren
gingen, die Tauben im Park fütterten, Fußball spielten, ein Eis
schleckten und ihr Familienleben führten.

Vermutlich ist Ottos Vater Josef in Wien geboren, wohin seine
Eltern aus der Stadt Iglau gezogen waren, die einst innerhalb
der Grenzen der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn lag.

Josef hatte drei Brüder und eine Schwester. Die Frau, die
ihn gebar, ist einer von vielen trocken raschelnden Namen an
einem Familienstammbaum, bei dem der eigentliche Stamm
verschwunden und nur ein Schatten zurückgeblieben ist.

Ich weiß, dass Josef immer fröhlich sein wollte. Ob das
jedoch bedeutete, dass er wirklich Freude empfand, ist un-
gewiss. Und ich kann festhalten, dass es ihm Vergnügen be-
reitete, sich in langen, komplizierten Sätzen auszudrücken,
mit vielen aufeinanderfolgenden Nebensätzen. Er genoss es,
sich den verschiedensten sportlichen Herausforderungen zu
stellen, wenn passionierte Sportler bei Fußball, Tennis oder
Leichtathletik aufeinandertrafen. Josef hatte einen guten Blick
für kleine Veränderungen, die ein neuer Trainer bei Schritt-
länge oder Armführungstechnik eines Läufers erzielen konnte.
Er war vermutlich nicht gut genug, um selbst professioneller
Sportler zu werden, besaß jedoch genügend Kompetenz, um
die Bewegungen von elf Spielern um den Ball auf eine Weise
zu analysieren, die auch dem nur mäßig interessierten Zu-
schauer das schwächste Glied in der Kette sichtbar machte,
sodass dieser genügend Einblick ins Spiel erhielt, um eigene
Schlussfolgerungen über dessen Ausgang zu ziehen. Josef lieb-
te das Schreiben. Er wurde Sportjournalist.

Sicher kann man nicht sein, vermutlich aber hatte er ein paar Erkenntnisse geerbt, die sich natürlich in Worte fassen lassen – doch aller Wahrscheinlichkeit nach erreichten sie ihn ohne Worte:

Wissen kann dir keiner nehmen. Auch das hier wird vorübergehen. Ein Halm, der sich im Winde biegt, bricht nicht.

Hundertdreißig Jahre nachdem Josef Ullmann geboren worden war – als er schon seit Langem ermordet ist –, spreche ich seinen Namen aus.

Elise Kollmann kam aus Mähren nach Wien. Genau wie Josef war sie nach Österreich-Ungarn hineingeboren worden, hatte sich nach Ende des Ersten Weltkriegs aber in der Tschechoslowakei befunden, ohne je umgezogen zu sein. Ihr welliges Haar war braun und dick.

Vielleicht hatte sie die Reise vom Brüner Elternhaus zusammen mit ihren Schwestern Margarethe und Adolfine angetreten, alle drei dunkeläugige, stämmige Frauen. Sie benutzten lieber Kosenamen als die ihnen gegebenen offiziellen Namen. Verkürzten also Elise zu Lisl, Margarethe wurde Grete genannt, und Adolfine wurde zu Nuny.

Als sie Josef kennenlernten, nannten sie ihn Pepi. Die vier verkehrten miteinander, wurden Freunde. Und zu irgendeinem Zeitpunkt, es ist nicht recht klar, wann, heiratete Lisl den zwei Jahre jüngeren Pepi und tauschte ihren Nachnamen Kollmann gegen Ullmann.

Hatte sie an Sport Vergnügen? Schreiben jedenfalls war nicht ihre Sache, sie glaubte nicht, dass sie es konnte. Dennoch sollte sie später ihr Bestes geben, den Umständen geschuldet.

Als Lisl fünfunddreißig und Pepi zweiunddreißig war, bekamen sie ihr einziges Kind. Am 20. Juli 1925.

Sie wiegten ihren Sohn Otto mit denselben guten Hoffnungen und dem Wunsch nach Glück, wie es Eltern stets tun. Sie

gaben ihm Kosenamen (Goldjunge, Wutzi, Mucki-Pucki), sie hofften, dass sich die hässliche Nase der Familie nicht durchsetzte, Sprachbegabung, Musikalität und Ballgefühl hingegen schon. Sie wollten, der Sohn solle empfindsam werden, doch auch rational denken, sie ließen ihn Ballett tanzen, aber auch Boxen trainieren und wünschten, sowohl ererbte als auch erworbene Eigenschaften mochten reiche, gesunde Früchte tragen.

Er wurde ein schwächlicher Junge mit dunklem Schopf, flink an Körper und Geist. Im Sommer ließen sie seine Haare vom Friseur kurz scheren, und seine unregelmäßigen Züge und dunklen Augen traten deutlich hervor. Lisl und Pepi sahen, dass er das schönste aller Kinder war. Ihr einziges.

Vielleicht fand Lisl, sie sei mit über fünfunddreißig zu alt, oder war der Wunsch beider, einen Sohn zu bekommen, so stark, dass ihnen, nachdem ihr Otto auf der Welt war, nichts mehr zu wünschen übrig blieb?

Er wuchs ohne Geschwister auf, ohne mit mehr wetteifern zu müssen als mit seinem eigenen Bedürfnis, der Beste zu sein. Und wie andere Selbstverständlichkeiten musste nie ausgesprochen werden, dass nichts anderes gut genug war. Pepi, Otto und Lisl – sie waren voneinander unzertrennliche Teile. Und nichts anderes wünschten sie sich.

Natürlich wurde er verwöhnt.

Als hätte er zwei Mütter, wurde Otto abwechselnd von Lisl und dem Hausmädchen Mizzi gehegt und gepflegt. Lisls Schwestern Nuny und Grete, aber auch Pepis Schwester überboten einander darin, ihm Süßigkeiten und Geschenke zuzustecken im Austausch gegen Umarmungen oder allzu feuchte Küsse, während Pepi und Onkel Paul lange Gespräche über Musik, Politik und Sport mit ihm führten.

Otto bekam einen starken Willen und war daran gewöhnt, dass seine Ansichten schwer wogen. Lief es nicht nach seinen

Wünschen, geriet er in Wut, wurde aber ebenso rasch wieder fröhlich. Denn meist konnte er seinen Willen ja durchsetzen.

So wuchs er zu einem warmherzigen, ichbezogenen Kind heran, machte gern Geschenke, denn schließlich bekam er stets viele, war aber auch ungeduldig und rastlos.

Zwar schärfen sie Otto ein, wie wichtig Anstand und gute Bildung seien, doch rührten sein höfliches Betragen und die Fähigkeit zur Konversation vor allem daher, dass sich die Familie aus zeitungslisenden Literatur- und Opernliebhabern mittleren Alters zusammensetzte – Erwachsenen, die stets über seine Späße lachten, die ihn die Fäuste einsetzen ließen, wenn er in einer solchen Stimmung war, ihn Fußball spielen ließen, wenn er anderer Stimmung war, ihn bestimmen ließen, weil es sie amüsierte und weil er ihnen mehr wert war als alles sonst auf der Welt. Auch der lieben, treuen Mizzi.

Wie gesagt, sicher kann man nicht sein.

Trotzdem wage ich zu behaupten, dass Elise – eine Frau, der ich nie begegnet bin – ihr Kind liebte. Und abgesehen davon, dass Otto studieren und Geld verdienen, erst unter den Jungen und später bei den Mädchen beliebt sein sollte, dass er ein guter Sohn werden sollte, der mit seiner Mutter über die Schwierigkeiten und Freuden des Lebens sprach, der sich die Zeit nahm, sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen und ihrem Rat zu folgen, gab es nur eine einzige Sache, die sie wollte (und einen hochmütigeren Wunsch kann man lange suchen): Sie wollte, dass Otto glücklich wird.

Die Straßenbahn aus der Stadtmitte hielt am Radetzkyplatz und folgte dann den Schienen die Löwengasse hinunter. Dort fuhr sie zunächst an einer Schule, dann an einer Kirche vorbei und schließlich am Bäcker, Schuster und dem Milchladen.

Ottos Viertel war nicht hässlich, aber auch nicht schön. Nicht wie die herrschaftliche Praterstraße, wo alle Welt sonntags Arm in Arm flanierete, Juden und Christen bunt durcheinander. Auch nicht wie die Taborstraße, wo die Lokale dicht an dicht lagen mit ihrem schwarzen Kaffee, den Zeitungen und dem Schachspiel. Die Löwengasse war weder eine Gasse noch eine Hauptstraße, weder Ziel noch Zweck. Die Stadtvögel, die auf den Oberleitungen der Straßenbahn gelandet waren, saßen wie zufällig dort, und die Menschen auf den Gehsteigen waren alle unterwegs, entweder nach Hause oder von zu Hause weg. Keiner begab sich allein der Straße wegen dorthin.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war der Stadtteil Leopoldstadt ein unbebautes Stück Land in der Wiener Peripherie. Wer aus irgendeinem Grund dahin wollte, musste sich zur Heide begeben – so wurde der Platz wegen der fehlenden Bäume genannt –, und genau dieses Gebiet hatte Kaiser Ferdinand II. der jüdischen Bevölkerung der Stadt zugewiesen.

Fährt man mit dem Finger auf der Karte die nunmehr dicht bebauten Straßen entlang – Kleine Pfarrgasse, Große Schiffgasse, Krummbaumgasse, Karmelitergasse und Taborstraße –, erhält man ein abgegrenztes Gebiet. Dort backen sie ihr ungesäuertes Brot, halten sie ihre Märkte ab. Die Juden. Auf einer baumlosen Heide.

Zur Zeit von Ottos Geburt galt die Leopoldstadt nach wie vor als jüdischer Stadtteil, obgleich die Mehrzahl der Bewohner Christen waren. Zuweilen folgten die Menschen ihrer Glaubensrichtung, zuweilen gingen sie in die andere Richtung.

Löwengasse Nummer 49 war ein einfaches, schmuckloses Gebäude. Protzte das Haus gegenüber mit Jugendstilgirlanden in Englischrot und brüstete sich das an der Ecke stehende in Sahneweiß mit goldener Uhr und Balkonen, die Perlenketten glichen, lag die 49 fest und unverrückbar in der Mitte, neben dem Tor eine Metzgerei. Otto wohnte in der Wohnung Nummer 15, zusammen mit Lisl, Pepi und Tante Grete – dazu das Hausmädchen Mizzi, das als junge Dirn vom Lande zu ihnen gekommen war. Sie lebten ihr Leben und träumten ihre Träume in den vier Zimmern, zwei Häuserblocks unterhalb des Donaukanals. In Österreich. Nicht in den Grenzen des Deutschen Reichs, noch nicht. Bislang ging Otto in die Schule, und Pepi übte seinen Beruf als Redakteur des Sportteils beim *Wiener Tag* aus. Nach den Stunden auf der Arbeit schlief er in der Straßenbahn gewöhnlich im Stehen ein, wachte jedoch im rechten Augenblick auf, um auszusteigen. Sein Gehalt reichte für ein annehmlches Leben, für Abende in der Oper und Samstagnachmittage auf der Fußballtribüne, für das sonntägliche Essen mit Buttercremerolle zum Nachtsch und einen ordentlichen Lohn für Mizzi.

An den Sonntagen packten sie die Körbe und stiegen in die Straßenbahn zum Wienerwald hinaus, wo sie gemeinsam mit Tante Nuny und ihrem Mann Paul über Wege und Hänge flanierten. Sie nahmen den Fußball mit und spielten, wenn sie auf offenes Gelände trafen. War es warm, lief Otto mit nacktem Oberkörper herum. Dann setzten sie sich in den grünen Schatten, lasen Bücher oder planten ihren jährlichen Aufenthalt in Bad Ischl. Sie unterhielten sich über die Verletzungen und Ergebnisse verschiedenster Sporthelden, ruhten aus von den Anforderungen und der Routine des Alltags – kurz gesagt, sie genossen ihre gemeinsame Freizeit inmitten von Sonnenflecken und Blätterrauschen, all das unter den Bäumen im Wienerwald.

Alle Erwachsenen der Familie freuten sich darüber, dass

der kleine Otto nicht nur intelligent und musikalisch war, offenbar besaß er auch ein ausgeprägtes Gefühl für Sprache. Pepi bat Paul, ihm Privatunterricht in griechischer Grammatik, in Latein und Englisch zu erteilen. Vielleicht war für den Jungen – so intelligent, wie er war – ja Arzt oder Jurist der richtige Beruf?

Es fällt nicht schwer, sie alle vor sich zu sehen. Beim Spaziergang hielt Mutti Lisl ihren Sohn Otto an der Hand, so lange, wie er es zuließ. Papa Josef war einen Kopf größer als seine Frau, von stämmigem Körperbau und mit deutlich sichtbarer Platte. Er ging gern mit den Händen in den Taschen, und seine weiten Hosen endeten direkt unterm Knie, wo sie in die Strümpfe gestopft wurden. Auf dem Tennisplatz trug er natürlich Weiß.

Und Otto? In kleinen Blazern – einem dunkelblauen mit doppeltem Revers, einem blau-weiß gestreiften mit doppeltem Revers –, fast immer in kurzen Hosen. Er war ja noch ein Kind.

Natürlich ist es möglich, nach einem Ausgangspunkt zu suchen.

Man kann ein ganzes Leben darauf verwenden, die Zeit auf ihre Zeichen abzuklopfen, als ließe sie sich inspizieren. Man kann versuchen, sie chronologisch aufzubereiten, das innere Verhältnis, das zwischen einer bestimmten Anzahl entscheidender Ereignisse besteht, unter die Lupe zu nehmen. Wie, beispielsweise, das erste Mal. Oder das letzte. Die dritte Königin, die vierte Verordnung, die fünfte Wahrheit. Das Ganze wird zum Versuch, dort Ordnung zu schaffen, wo es keine Ordnung gibt, und insofern ist eine Jahreszahl so gut wie eine andere.

Wie 1926. Otto Ullmann war ein Wickelkind mit braunen, mandelförmigen Augen. Es gefiel ihm, in der Vierzimmerwohnung daheim in Wien auf dem Schoß von Mutter oder Vater zu schaukeln.

Im Frühjahr dieses Jahres wurde Ingvar Kamprad in der Entbindungsklinik des Weißen Kreuzes in der Pfarrei Pjätteryd geboren. Auch er war das erste Kind seiner Eltern. Auch seine Geschichte beginnt, wie die aller Menschen, bereits lange zuvor. Ebenso gut kann man fast hundert Jahre in der Zeit zurückgehen, nach Radonitz in Böhmen.

Fanny war klein und zart, mit feinen Zügen. Ihr Mann Achim war vier Jahre älter, größer, blonder und kräftiger. Stirn und Augenbrauen Ingvars sind ein Erbe seines Großvaters.

Viel Schande muss es gegeben haben, und direkt da hinein wurde Fanny geboren. Ihre eigene Mutter. Ihre junge Mutter und ein verheirateter Mann.

So kam Fanny zur Welt, außerhalb einer Ehe, außerhalb einer Familie, auf der falschen Seite der Grenze. Der verheiratete Mann ging frei aus, ließ als Entschuldigung ein ansehnliches Bündel Geldscheine zurück, und Fannys Mutter und ihr Schandkind waren allein.

Für das Geld wurde ein Gasthof gekauft, und dort wuchs Fanny auf. Sie servierte, putzte und ging allgemein zur Hand. Sie bekam einen neuen Papa und nahm seinen Namen an. Darunter klebte die Schande wie eine Extrahaut auf der Haut, eine Schicht Schmutz auf dem Geschrubbtten.

Dann aber kam Achim in den Gasthof gestieft. Oder vielleicht stürmte er herein: mit hitzigem Temperament. Riesenkrach mit seiner Familie auf dem Schloss. Er wollte die Zukunft nicht so, wie sie es verlangten. Wollte mit den Hunden, seinen besten Freunden, den Wald durchstreifen. Wollte sich frei bewegen, Papierkram und Familientradition hinter sich lassen. Inakzeptabel bei einer Herkunft aus sächsischen Gutsbesitzerkreisen, einfach inakzeptabel. Er versuchte fortzugehen, betrat den Gasthof am Weg, und da stand Fanny mit einem Blick, der so gut wie alles durchdrang.

So jedenfalls heißt es in der stets von Neuem erzählten Familienerinnerung: zwei stolze Menschen ohne allen Grund, auf etwas stolz zu sein. Zuneigung entstand.

Kurz darauf posierten sie zusammen in Herrn Schmidts Atelier. Der Hintergrund ist neutral.

Als Neuvermählte? Er hoch aufgerichtet, seine große Hand um ihre schmale Taille. Sie, geschnürt, in hellem Kleid mit Rüschen, wendet sich ihm zu, so als wehte starker Wind und er wäre das Lee. Fanny und Achim. Wo es doch eher umgekehrt war.

Und, nein. Sie wurde von seiner Familie nicht akzeptiert.

Mit zwei kleinen Söhnen entschlossen sie sich zu emigrieren. Ein neues Land, ein neues Leben, eigene Jagdgründe für ihn und seine geliebten Hunde. Das 19. Jahrhundert war ungefähr in der Mitte angelangt, und Achim investierte in ein Grundstück: 54 000 Reichstaler für Wald, Vieh, Saatgut und ein Speicherhaus mit Roggen. Warum sie Böhmen verließen, spielt keine Rolle mehr. Elmtaryd hieß der Hof, der nun der

ihre wurde. Der Boden war steinig, aber fruchtbar, der Wald groß und schön.

Nichts hiervon ist eigentlich neu, doch nichts hiervon ist auch besonders alt. Menschen wandern über Grenzen, suchen ein neues Leben. Die Gründe variieren, ähneln sich jedoch erstaunlich oft. Wie für die meisten Immigranten bedeutete Fannys und Achims neues Leben harte Arbeit für sie, vielleicht trafen sie auf Widerstand in der unbekanntenen Umgebung, sie hatten wohl geglaubt, dass eine größere Zahl Menschen Deutsch sprach, vielleicht waren sie auch mehr, als sie eingesehen hatten, an den Rat starker Eltern gewöhnt, und die Folge war womöglich Geldnot. Wie es auch gewesen sein mochte: Jedenfalls erschoss Achim zunächst seine beiden Jagdhunde und dann sich selbst. Zurück blieb Fanny, die zarte, aber willensstarke, mit den Söhnen und einer noch ungeborenen Tochter.

Sie heiratete kein zweites Mal. Missgünstige Nachbarn versetzten die Grenzsteine, um ihr Land zu verkleinern, bis ihr nichts anderes übrig blieb, als sich zu demütigen und ihre deutsche Schwiegermutter um Hilfe zu bitten. Das aber lohnte sich. Die Schwiegermutter putzte die Männer des Vermessungsamtes herunter, und die Grenzlinien wurden zurückversetzt.

Die schwedische Sprache lernte Fanny nie, doch sprach der Pfarrer im Kirchdorf schließlich Deutsch und war bereit zu helfen. So schaltete und waltete Fanny in Einsamkeit und behauptete sich selbst und den Hof bis zu dem Tag, an dem der älteste Sohn Feodor fünfundzwanzig wurde. Von da an waren Hof und Verantwortung die seinen.

Fanny Kamprad. Ihr Sohn Feodor. Dann Feodors Sohn, Ingvar. Führernaturen alle drei. Eine Abfolge von Namen, die für Willensstärke und die Bewunderung von Willensstärke stand und die diesen Gedanken an jede neue Generation weitergab.

Großmutter Fanny war die Person, die Ingvar am meisten bewundern sollte. Mehr als Papa Feodor. Sogar mehr als Onkel Hitler.

Aber heißt das, alles war ihre Schuld?

Älmhult 2010.

Der Tisch zwischen uns ist rund und blank. Jeder hält einen Automatenkaffee in der Hand. Die weißen Plastikbecher sind so dünn, dass man der Hitze wegen zwei benötigt. Verschwendung, scherzen wir am Automaten: zwei Becher für eine Tasse Kaffee. Und das in Småland.

Dann setzen wir uns. Ingvars Assistent ist dabei. Kein Problem, das Gespräch aufzunehmen. Kein Problem, Fragen zu stellen. Alles ist kein Problem, es herrscht ein angenehmes Klima von Offenheit und Einvernehmen. Erst hinterher fragte ich mich, was da eigentlich kein Problem war.

ELISABETH ÅSRINK: Als diese Artikel erschienen – hast du Otto da aufgesucht, oder wie war das?

INGVAR KAMPRAD: Ja, da habe ich einen Entschuldigungsbrief an die eigenen Mitarbeiter geschrieben, der in unserer kleinen Personalzeitung publiziert wurde. In dem habe ich erklärt, dass es meine Schuld ist. Es ist eine Katastrophe. Ich bereue es zutiefst, eine solche Meinung gehabt zu haben. Ich kann mich nicht genau an den Wortlaut erinnern, aber ich habe um Verzeihung gebeten. Und als Antwort erhielt ich einen Brief, in dem stand: »Ingvar, wir verzeihen Dir gern« und »Du bedeutest alles für uns«. Und der war unterzeichnet von Hunderten von Mitarbeitern [...]

Ich habe auch an Freunde geschrieben und eine Kopie meines Schreibens beigelegt, aber ich kann mich nicht erinnern, ob ich es auch an ... Damals war ja alles so wahn-sinnig nervenaufreibend. [...]

Weißt du, ich habe vielleicht fünfundzwanzig Personen per Telefon kontaktiert und etwa hundert, die ich kannte, und habe das hinzugefügt, was ich zu den Mitarbeitern gesagt hatte, und die Antwort, die ich von den Mitarbeitern erhalten hatte. [...]

ELISABETH ÅSBRINK: Aber du glaubst nicht, dass du ihn persönlich angerufen ...

INGVAR KAMPRAD: Nein. Nein.

ELISABETH ÅSBRINK: ... und dass du um Entschuldigung gebeten hast?

INGVAR KAMPRAD: Nein. Denn dann hätte ich ja beispielsweise seine Adresse gehabt. Und die hatte ich nicht.

ELISABETH ÅSBRINK: Oder seine Telefonnummer?

INGVAR KAMPRAD: Nein. (*seufzt*) Ich kann das jetzt nicht mehr beschwören. Du meinst, ich hätte die Telefonnummer von Karin bekommen und ihn angerufen. Aber das glaube ich nicht. [...]

ELISABETH ÅSBRINK: Dass du ihn hättest kontaktieren können, das erscheint dir nicht ganz unmöglich?

INGVAR KAMPRAD: Nein, absolut nicht! [...] Aber habe ich es getan? Ich kann es, offen gestanden, nicht sagen. Wenn ich seine Telefonnummer hatte, ist es sehr wahrscheinlich, dass ich angerufen habe. Aber hatte ich seine Nummer?

Würde Otto heute noch leben, könnte ich ihn fragen, ob er den schwedischen Film *Pettersson & Bendel* in seiner Kindheitsstadt Wien gesehen hat. Vermutlich aber hätte er mit Nein geantwortet. Er liebte es zwar, im Kino Filme zu sehen, doch sollten es spannende Geschichten sein, die sich in den Bergen, gern in den Alpen, abspielten. Dass ihn seine gebildeten Eltern zu einer Vorführung des schwedischen Films mitgenommen hätten, ist ebenfalls unwahrscheinlich. Besonders wenn man bedachte, was gerade in Berlin geschah.

Dieser Bendel ist ein listiger Kerl und Pettersson ein gut aussehender Mann. Beide arbeitslos, als sie sich begegnen, denken sie sich gemeinsam verschiedene Möglichkeiten aus, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten – alles vom Veilchenverkauf bis zur Übernahme eines kleinen Unternehmens. Zufällig kommt Josef Bendel dahinter, dass ihr Unternehmen demnächst bankrottgehen wird, hält es vor dem Kompagnon jedoch geheim. Stattdessen verkauft er blitzschnell seinen Anteil und verschwindet. Zurück bleibt Kalle Pettersson mit schwangerer Ehefrau, aber ohne Geld und Unternehmen. Das Buch wurde bei Erscheinen zum großen Verkaufsschlager.

Der Film *Pettersson & Bendel* hatte seine Uraufführung am 21. August im Stockholmer Palladium und in Röda Kvarn in Örebro. Es war im Jahr 1933, das Kind Otto in Wien war acht Jahre alt und das Kind Ingvar in Småland erst sieben. Die Zeitung *Social-Demokraten* schrieb:

Und wie sollte man ein Schlitzohr wie Bendel genau beschreiben können, diesen kleinen hasenfüßigen Halbjuden mit den katzenhaften Gesten, dem genialen Geschäftssinn, der unglaublichen Habgier und unübertroffenen Dreistigkeit, der trotz allem nicht unsympathisch ist. Er ist es wert, mit Augen, Ohren und allen Sinnen studiert zu werden. Er ist keine Romanfigur, sondern die lebendige Inkarnation seiner Gattung.

In der liberalen *Stockholms-Tidningen* war der Ton weniger enthusiastisch.

Bendel ist die einzige nicht wirklich glaubhafte Figur. Ein Jude, in ein schwedisches Milieu gesteckt. Er ist der Sprengstoff, der schwarze Schurke. Er ist die zentrale Gestalt und soll natürlich ein schmutziger, kraushaariger, kriecherischer Judenschlingel sein, so wie das Volk Israel in Hitlers Witzblättern des Kontrasts wegen dargestellt wird.

Der Film aber wurde ein Erfolg, wurde ins Ausland verkauft, in Dänemark gefeiert, in der *New York Times* rezensiert.

Man kann die Zeit an anderer Stelle anhalten, sich fortwünschen, das Jahr 1933 der Geschichte überlassen. Kann sich fragen, welchen Sinn es haben soll, sich weiter darum zu kümmern. Die Antwort aber lautet: weil der Film ein langes Leben hatte. Weil er zwei Jahre später in Berlin gezeigt wurde. Deshalb. Und da hatte sich die menschliche Wärme bei den deutschen Kinobesuchern verflüchtigt, und geblieben war nur noch trockener Hass.

Die Leser der Zeitung *Social-Demokraten* wurden von den Ereignissen in Kenntnis gesetzt:

In letzter Zeit [...] war es im Hinblick auf den Antisemitismus in Deutschland relativ ruhig geblieben. Die Verfolgung von Juden fand in mehr oder weniger privatem Rahmen statt. Seit Montag nun hat diese Verfolgung erneut die Form öffentlicher Pogrome angenommen, und das Signal dazu ging – leider Gottes – von dem schwedischen Film Pettersson & Bendel aus [...].

Das Ganze begann damit, dass man ein paar Juden aus dem Kino wies, in dem der Film Pettersson & Bendel gezeigt wurde. Auf der Straße wurden später Personen jüdischen Aussehens angehalten und allerlei Schikanen ausgesetzt. Die

Menge trieb sie unter Geschrei und Gejohle die Straße hinunter.

Auch in mehrere Cafés drängte die »Masse« hinein und beförderte Personen, die man verdächtigte, Juden zu sein, unsanft hinaus. Mehrere Fensterscheiben gingen zu Bruch. An einer Straßenecke wurde ein jüdischer Eisverkäufer schwer misshandelt. [...]

Hingegen verliefen die drei an diesem Tag gezeigten Vorstellungen von Pettersson & Bendel vollkommen ruhig. Im Parkett war eine große Anzahl uniformierter SA-Männer zu erblicken, die demonstrativ Beifall klatschten.

Zwiespältigkeit und konträre Sichten. Ein Teil des schwedischen Zeitgeistes produzierte und feierte einen judenfeindlichen Film, während ein anderer das Schicksal des bewundernten Deutschlands, in dem der Faschismus Fuß gefasst hatte, betrauerte. So auf der Titelseite von *Dagens Nyheter*:

Dass es ein schwedischer Film ist, der als Auslöser diente, um diese Pogrome in Gang zu setzen, ist für Schweden peinlich und blamabel [...].

Dass Fälle vorgekommen sind, in denen eine Eheschließung zwischen Juden und Nichtjuden verweigert wurde, war in den Meldungen bereits früher berichtet worden. In Breslau hat man sechs Juden und sechs nichtjüdische Frauen wegen »Rassenschande« ins Konzentrationslager gebracht – nach faschistischer Auslegung ist es bereits Rassenschande, wenn ein Mann und eine Frau jüdischer und nichtjüdischer Rasse sich zusammen zeigen.

Das sind Fakten, die man direkt in der deutschen Presse lesen kann. Was dort nicht steht, sind die täglichen, noch schrecklicheren Torturen, die kleinen Gemeinheiten, die Racheakte, das Aushungern – alles im Namen des edlen deutschen Blutes. Von »Verständnis« für den Faschismus zu sprechen, von der

Wertschätzung seiner national-konstruktiven Kraft, seinem moralischen Inhalt etc., solange dergleichen Dinge in voller Übereinstimmung mit dem sogenannten Ideengehalt des Nationalsozialismus erfolgen und gepriesen werden, heißt, sich der Blindheit und Illusion hinzugeben. Ein solches Regime des Rowdytums kann und wird niemals von zivilisierten Menschen akzeptiert werden – weder in Deutschland noch anderswo.

Der Leitartikel ist nicht unterzeichnet, doch war der Autor offenbar in eine laufende Debatte über die Vor- und Nachteile des Nationalsozialismus eingestiegen. Sein oder ihr letzter Satz zeugt von großem Vertrauen in die hochstehende europäische Zivilisation der damaligen Zeit. Leider sollte sich das als überzogen herausstellen. Nur wenige Monate später führte das Regime in Deutschland jene Gesetze ein, die nach der Stadt benannt wurden, in der sie beschlossen wurden: Nürnberg.

In Anwesenheit ausländischer Journalisten und Diplomaten verkündete Adolf Hitler am 15. September 1935 zwei von insgesamt vier Gesetzen, die die Nationalsozialisten während ihrer Machtausübung erließen, »zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten Menschen, die als Juden galten, bereits unter anderen Bedingungen gelebt als alle übrigen. Ihr Zugang zum Studium an der Universität war beschränkt, ihr Anteil an Ärzten und Juristen unterlag einer Quote, man hatte sie aus der Deutschen Wehrmacht geworfen, und es war ihnen verboten, auf der Bühne zu stehen oder sich an Filmaufnahmen zu beteiligen. Nun aber verloren sie auch ihre bürgerlichen Rechte.

Die Gesetze hatte man Mitte September in aller Eile während einiger schlafloser Nächte verfasst. Die Vorbereitung war schlecht, das Papier hatte nicht ausgereicht, also hatten die Nazis Speisekarten zu Hilfe genommen, um sich Notizen zu machen. Es war daher nicht verwunderlich, dass der Gesetzestext unvollständig blieb und in den ersten Monaten schwer aufrechtzuerhalten war. Man hatte vergessen zu definieren, wer Ganz- und wer Halbjude war oder wer nur einen kleinen Judensplitter in sich hatte. Den einen vom anderen zu unterscheiden war schwieriger als gedacht.

Doch bereits im November hatten die Gesetzesgeber weiter nachgedacht, hatten sich ins Zeug gelegt, um Ordnung in das menschliche Tohuwabohu zu bringen, das Verliebtheit und sexuelle Anziehungskraft verursacht hatten. Diagramme wurden erstellt. Linien gezogen. Und somit waren die Nürnberger Gesetze plötzlich ein sonnenkreuzklares Regelwerk, dem jeder pflichtgetreue Beamte folgen konnte.

Daheim bei Otto, Elise und Josef in der Löwengasse Nummer 49 hatte die Kastanie auf dem Hof ausgeschlagen. Ein, zwei Wochen noch, und sie würde ihre weißen Blütenkerzen entzünden.

Obleich die Stimmung in der Stadt unruhig war und sich ständig neue Gerüchte verbreiteten über Menschen, die man verhaftet hatte, und Truppen, die sich an der Grenze zusammenzogen, verging ein Tag nach dem anderen, wie sie es immer getan hatten. Aus der Wohnstube konnte man auf die Straße hinunterblicken, wo die Tram mit ihrer Menschenlast angerattert kam. Fröhlich erschien Milos und Georg und lümmelten vor dem Tor herum, bis Otto herunterkam und sie gemeinsam zur Schule aufbrachen. Tante Grete wirtschaftete singend in ihrem Zimmer, Pepi war kein Morgenmensch und lag so lange wie möglich im Bett, und Elise ging mit Mizzi aus dem Haus, um die Zutaten für die täglichen Mahlzeiten zu besorgen. Es war ein Leben, so gewohnt, dass man es nicht wahrnahm, in Räumen, die nach Zuhause rochen von ihrem Atem, dem Staub auf den Bücherregalen, der Druckerschwärze der Tageszeitungen und Pepis Rasierwasser. Vertrautheit. Tage, durch nichts hervorgehoben, da nichts Abweichendes geschah, nichts Beachtenswertes. Alltag. Ein solcher, den man nur dann vermisst, wenn er zerbrochen ist.

Am 12. März 1938 besetzten die Nationalsozialisten Österreich und nannten es Anschluss. Viele jubelten. Der Führer trat umgehend eine Rundreise durchs Land seiner Geburt an. Drei Tage später befand er sich mitten in Wien, in Uniform auf dem Balkon der Neuen Burg. Hunderttausende, die auf dem Platz standen, wandten ihre Gesichter in seine Richtung und bekamen ihn und die Sonne in die Augen. Sie hielten die Hände wie zum Gruß erhoben und versetzten damit ihren Blick in den Schatten.

Der Führer stand am Heldenplatz und verkündete, Öster-

reich sei nun ein Teil des Großdeutschen Reichs. Hin und wieder wurde er von Jubel und Beifall unterbrochen. In einer Redepause skandierten die Menschen – noch immer mit erhobenen Händen – im Sprechchor seinen Namen. Hitler. Hitler. Hitler.

Das war am 15. März. Die Sonne brannte, ätzte das Graue fort, das Gewöhnliche, all das Dazwischen, alles Sowohl-als-auch. Die Grenze zwischen Licht und Dunkel wurde scharf gewetzt. Wohin man auch blickte, flatterten Wimpel und Fahnen, und die Menschen zeigten lächelnd die Zähne. Das war der Tag, an dem Josef Ullmann, der Redakteur der Sportseiten beim *Wiener Tag*, hinausgeworfen wurde, weil er Jude war.

Wer in Schweden am Tag darauf die Zeitung *Dagens Nyheter* las, erfuhr:

Die Kärntnerstraße, eine der wichtigsten Geschäftsstraßen Wiens, wurde am Mittwoch zum Schauplatz antisemitischer Aufzüge, die an die Szenen am Berliner Kurfürstendamm im Jahr 1935 erinnerten. Junge Männer in Zivil, mit Hakenkreuzbinden am Arm, zogen mit dem Ruf »Tod den Juden« durch die Straße. Mit brauner Farbe wurde das Wort »Jude« auf die Schaufenster jüdischer Geschäftsleute gepinselt. Am Abend herrschte in der Kärntnerstraße heftiges Gedränge. Die Polizei bleibt den Demonstrationen gegenüber passiv.

In der Zeitung *Social-Demokraten* schrieb man von »der Schreckensherrschaft, die in Österreich wütet«, und von »einer Selbstmordepidemie, von massenhaften Verhaftungen«.

Dann erschien Hermann Göring dort, und vierzehn Tage nach Österreichs Anschluss an Nazideutschland machte er demjenigen, der noch zweifelte, klar, was zu erwarten war.

»[...] so muss ich hier ein ernstes Wort an die Stadt Wien richten. Die Stadt Wien kann sich heute nicht mehr mit gu-

tem Recht eine deutsche Stadt nennen. So viele Juden leben in dieser Stadt. Wo 300 000 Juden leben, kann man nicht mehr von einer deutschen Stadt sprechen.

Wien muss wieder eine deutsche Stadt werden, weil sie in der Ostmark Deutschlands wichtige deutsche Aufgaben hat. Diese Aufgaben liegen sowohl auf dem Gebiete der Kultur wie auch auf dem Gebiete der Wirtschaft. Weder auf dem einen noch auf dem anderen können wir auf die Dauer den Juden gebrauchen.«

Durch das Ergreifen systematischer Maßnahmen sollte Wien innerhalb von vier Jahren judenfrei sein.

In Schweden berichtete die Presse, nichts war geheim, es geschah in aller Öffentlichkeit. Zum Sommer hin konnte man in der Zeitung *Social-Demokraten* lesen, dass »Österreichs Juden brutal ausgerottet werden«.

Die christliche Tageszeitung *Svenska Morgonbladet* berichtete am 22. Juni: »Fünf Millionen Juden von der Katastrophe bedroht.« Der Artikel auf der Titelseite beginnt mit der Feststellung, dass fünf Millionen europäische Juden vor der Katastrophe und dem Untergang stehen, wenn sich die demokratischen Staaten nicht zusammenschließen und zu einer Lösung der Judenfrage beitragen. Ein Pastor Birger Pernow, Vizepräsident der internationalen Israelmission, bringt zur Kenntnis, dass ein internationales Treffen in Evian geplant sei und dass man versuchen wolle, auf die britische Regierung einzuwirken, damit sie sich des Judenproblems annehme.

Einen Monat später aber lief es in Evian nicht eben gut. Nichts wurde beschlossen, oder, was noch besser gewesen wäre, keiner der europäischen demokratischen Staaten wollte sich zur Aufnahme von Flüchtlingen verpflichten. Die Untergangsdrohung blieb bestehen, ja verstärkte sich noch. Pastor Pernow aber sollte den Weg des dreizehnjährigen Ottos kreuzen, sich in seine Geschichte drängen.

Bald.

Rhein, Elbe, Oder, Weser, Main und Donau. An deren Ufern war es nun nicht nur verboten zu baden, sondern auch zu weinen. Österreich war ein Teil des Großdeutschen Reichs geworden. Im Mai wurden die Rassengesetze eingeführt.

Im Unterricht hatten die Kinder auf Befehl jener aufstehen müssen, die plötzlich die Tür zum Klassenzimmer aufgerissen und ihn betreten hatten. Nicht alle Kinder, aber diejenigen, die als jüdisch galten. Ohne ein Wort, ohne Stifte, Hefte oder Bücher, alles hatten sie zurücklassen und gehen müssen, ohne dass auch nur einer die Hoffnung ausgesprochen hätte, sie könnten zurückkehren. Von da an verbrachten sie die Tage daheim. Die Gemeinde musste spezielle Schulen einrichten, in denen verstoßene Lehrer die ausgeschlossenen Kinder unterrichteten, und somit wurden die provisorischen Orte zur Ausgedinge, zum Zwischenraum, in dem sich jene versammelten, die sich nirgendwo sonst aufhalten durften, die nicht Gesellschaftsfähigen. Auf dem Weg zu den überfüllten Klassenzimmern konnte es vorkommen, dass die Kinder einander ansahen, als wären sie sich nie zuvor begegnet, und sie dachten: Jude? Daheim betrachteten sie ihr eigenes Spiegelbild und fragten dasselbe.

Alle lernten das Wort »Affidavit« auszusprechen, ein Visum war begehrenswerter als Butter.

Mutti wurde oft böse, weil Papa als Torwart in der Tür stand und Otto danebenschoß und der Ball die Tischlampe bedrohte. Für Juden kein Zutritt zum Park.

Der Gedanke, das Land zu verlassen, war nicht selbstverständlich. Pepi war nicht nur in Österreich geboren, stolz auf sein Land und verliebt in seine Stadt, er hatte auch für die Nation gekämpft. Er war einundzwanzig Jahre alt, als der erste große Krieg ausbrach, und seitdem trug er ihn, in Form von Granatsplittern, im Rückgrat mit sich herum.

Pepi hatte getan, was das Land von ihm verlangt hatte.

Sollte nun dieses Land – sein Land – ihm übelwollen? Auch das musste vorübergehen.

Durch den Machtwechsel im März aber wurden die Verfolgungen jener, die als Juden eingestuft wurden, in Gesetz und Recht festgeschrieben, und wer die Reichweite von Nazi-deutschland noch nicht erfasst hatte, dem wurden nach dem Anschluss die Augen geöffnet. Überall vor Konsulaten und Botschaften bildeten sich Schlangen.

Warten, Gedränge. Wenige, die die Möglichkeit erhielten, zu fahren.

Sechs Wochen nach dem Anschluss führte die schwedische Regierung den Visumzwang für österreichische Staatsbürger ein, damit sie nicht beliebig nach Schweden einreisen konnten. Deutsche brauchten kein Visum, aber für Österreicher wurde es erforderlich.

Menschen, die als Juden eingestuft wurden, sah man unverhohlen als nicht wünschenswerte Einwanderer, und der schwedische Visumzwang diente als Schutz und Hindernis. Das aber passte den Nationalsozialisten nicht, die Großdeutschland von sogenannten Nichtariern säubern wollten. Und als ob Europa ein Spielbrett wäre, auf dem es galt, bestimmte Figuren hinauszuerwerfen, beschloss Deutschland kurzerhand, die österreichischen Pässe abzuschaffen und sie durch deutsche zu ersetzen, damit die Unerwünschten das Land leichter verlassen konnten.

Dieser Schachzug zeigte Wirkung. Bereits am 8. August berichtete der schwedische Konsul in Wien, dass Juden erschienen, um sich zu erkundigen, ob sie mit ihren neuen deutschen Pässen in Schweden einreisen dürften, und schließlich konnte er nicht lügen und es verneinen.

Schweden wollte sie jedoch unter keinen Umständen ins Land lassen. Drei Wege gab es also, die man einschlagen konnte.

Das jetzige System beizubehalten und die Verfolgten nach drei Monaten wieder hinauszuerwerfen.

Die Kontrolle jedes einzelnen Individuums zu verstärken, um bereits an der Grenze einen Teil der Unerwünschten auszuschließen.

Oder den Visumzwang für deutsche Pässe einzuführen.

Keine der Alternativen war leicht durchführbar. Ministerialrat Magnus Hallenborg von der Ausländerbehörde dachte also weiter nach, schrieb Berichte und fand in der Tat einen vierten Weg: »Das Beste wäre, wenn mit einer Mitwirkung von deutscher Seite gerechnet werden könnte.«

Ein Satz, der zu dem Buchstaben J führen sollte.

Als die schwedische Regierung erfuhr, dass jüdische Mieter nun aus ihren Wohnungen geworfen, sie ihres Geldes, ihres Schmucks und ihres Besitzes beraubt wurden, dass der Arbeitslosigkeit Obdachlosigkeit folgte und die Vertriebenen aus den ländlichen Gebieten sich daraufhin in Wien sammelten, verstärkte sich ihre Unruhe. Eine Flüchtlingsinvasion. Ein Judenproblem. In Schweden.

Ministerialrat Hallenborg holte sich Inspiration und Anleitung in der Schweiz, die die schwedische Einstellung zu Flüchtlingen jüdischer Herkunft teilte (will sagen, die Aversion). In der Schweiz hatte man Verhandlungen mit Deutschland eingeleitet, die von der schwedischen Regierung aufmerksam verfolgt wurden. Die Schweiz drohte, einen Visumzwang für alle Personen mit deutschem Pass einzuführen, um Deutschland zu zwingen, die Verantwortung für die Flüchtlingsströme zu übernehmen, die der Hass verursacht hatte. Jetzt stand die Frage im Raum, wie Nazideutschland reagieren würde.

In Wien hockte Pepi zu Hause, ohne Arbeit, aber mit Zeit zum Nachdenken.

Auch das würde vorübergehen.

Diese Worte hatten ihn stets begleitet. Jahrhundertlang waren sie von einer Generation an die nächste vererbt worden, sodass sie sich anwenden ließen in Stunden der Freude, Angst und Trauer. Als wären sie eingraviert in einen Ring, als wäre die Zeit ein Kreis, und wie man sie auch drehte und wendete, kehrte immer dieselbe Antwort auf eine unendliche Zahl von Fragen wieder: Auch das wird vorübergehen.

Pepi war nicht so dumm zu bezweifeln, dass sich die Umstände noch verschlimmern könnten, bevor sie sich besserten. Menschen, die er kannte, hatten sich das Leben genommen. In den Gesichtern der Freunde war Furcht zu lesen, Angst vor dem morgigen Tag. Die Kinder liefen in rastloser Blässe im Haus herum, trotz Sonne und Wärme vor der Tür. Nach drei

Monaten hatte er zu Ende gedacht. Im Juni suchte er die Jüdische Gemeinde Wiens auf, um die Formulare zur Unterstützung der Emigration auszufüllen.

Die schwedische Regierung ließ ein geheimes Rundschreiben an alle Passkontrollen im Lande ergehen. Vom 9. September 1938 an durften nur Deutsche mit Empfehlungsschreiben oder Deutsche, die bekannt waren, die Grenze zu Schweden passieren. Alle anderen sollten individuell geprüft werden. Hatte man Grund zu der Annahme, dass der Ausländer nicht nach Deutschland zurückkehren könnte, sollte er abgewiesen werden. Nur wer die Möglichkeit hatte, Schweden wieder zu verlassen, durfte ins Land. Und da Juden eine Ausreisegenehmigung aus Nazideutschland allein dann erhielten, wenn sie sich verpflichteten, nicht wieder zurückzukehren, war die Angelegenheit vorläufig geregelt.

Die schwedische Nachrichtenagentur Tidningarnas Telegrambyrå (TT) berichtete »von der Einführung einer verschärften Kontrolle bei der Einwanderung aufgrund der immer mehr zunehmenden Emigration aus bestimmten europäischen Staaten«. Das war alles.

Schweden und die Schweiz hatten zur selben Zeit ungefähr die gleichen Ambitionen und hielten Rücksprache miteinander. Die Schweizer hatten Hinweise darauf, dass die Deutschen einen Visumzwang für ihre Staatsbürger um jeden Preis verhindern wollten, und so folgerten die Schweden eiskalt, dass dasselbe auch für sie galt, und ergo drohten beide Länder mit Visumzwang, wenn keine Lösung vorgelegt würde. Das brachte den gewünschten Erfolg.

Am 5. Oktober 1938 teilte der deutsche Unterhändler mit, er habe der Schweiz einen Vorschlag zu unterbreiten. Ein paar Tage später wurde die Lage für die schwedischen Machthaber in einer geheimen Note zusammengefasst.

1. *Durch die von der deutschen Regierung erlassene Anordnung, dass deutschen nichtarischen Staatsbürgern besonders gezeichnete Pässe auszustellen sind, wird die Möglichkeit eröffnet, von schwedischer Seite ohne Einführung eines allgemeinen Visumzwangs Kontrolle über die jüdische Einwanderung auszuüben. [...]*

2. *Seit der Aufkündigung des Visumsvertrags mit Deutschland durch die Regierung der Schweiz ist es zu Verhandlungen gekommen, anlässlich derer der deutsche Zuständige [...] einen Vorschlag unterbreitete [...]. Von Schweizer Seite sah man sich imstande, denselben zu akzeptieren. Zu erfolgen hat es in der Form, dass deutsche Pässe, versehen mit einem J/J, nicht zur Einreise in die Schweiz berechtigen, sofern der Betreffende nicht eine durch die Schweizer Botschaft oder das Konsulat im Voraus in den Pass eingestempelte Versicherung aufweisen kann, die das Recht zur Einreise in die Schweiz beinhaltet. Dieser Vertrag ist mit einem Schweizer Visumzwang für nichtarische Staatsbürger gleichzusetzen.*

Nur wenige Tage später ließ Schweden mitteilen, dass man ebenfalls bereit sei, auf ein Visum für deutsche Staatsbürger zu verzichten. Danach waren nur einige Wochen Verhandlungen vonnöten, bevor sich auch Deutschland und Schweden einigten. Wenn die Deutschen eine erste Auswahl vornahmen, war es einfacher für die Schweden, die zweite durchzuführen.

Ende Oktober 1938 traf bei den schwedischen Passkontrollleuten ein zweites geheimes Rundschreiben mit der Instruktion ein, dass Personen, deren deutscher Pass den Buchstaben J trug, Emigranten seien, also keine zeitweiligen Besucher. Diejenigen, die über keine Aufenthaltsgenehmigung oder Empfehlung zum Passieren der Grenze verfügten, seien zurückzuweisen.

J wie in Jude.

Am 10. November wurde Elise siebenundvierzig Jahre alt. Wahrhaftig ein Tag für einen Geburtstag.

Kann er so verlaufen sein?

Sie wünschten ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche und ein gutes und glückliches neues Lebensjahr, sie wünschten bessere Zeiten, ohne mit einem Wort jene zu erwähnen, die sie alle in eisernem Griff hielt.

Oder so?

Am Abend zuvor saßen sie alle zusammen bei Tante Nuny und Onkel Paul. Nuny hatte eine Ware gegen eine andere getauscht, und vor ihnen stand tatsächlich ein Kuchen, gebacken mit Speisefett, Eiern und Zucker. Vielleicht sangen Paul und Otto das Geburtstagslied »Happy Birthday«. Vielleicht tat auch Pepi so, als würde er mitsingen, des Englischen noch immer nicht ganz mächtig. Man kann sich vorstellen, dass Mutti lächelte, dass Otto mit klarer Stimme sang und Paul stolz auf seinen Schüler war. Und über ihnen allen: das edelsteinschimmernde geschliffene Glas, das den blassgelben Schein der Glühbirnen in alle Richtungen brach. Frisch geputzte Prismen, Reflexion der Reflexion, Licht in Licht, Kristallnacht.

Lüge und Wunschtraum, Plagiat und Geschichtsfälschung. Der 10. November 1938 war nicht nur Mutti Elises Geburtstag.